

Zeugungspreis
für alle in Deutschland 2,50 Mark,
für die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr.
Die halbjährige Zeitung kostet demnach 5 Mark.
Jahrespreis 10 Mark.
Jahrespreis 10 Mark.
Jahrespreis 10 Mark.

Morgen **Ausgabe.**

Musikalische Gebürden
für die fünfzigjährige Jubiläumfeier der
Königlichen Kapelle in Berlin.
Am 1. März 1897.
Am 1. März 1897.

Die Weltzeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 333. — Jhrg. 190. Halle a. S., Mittwoch 20. Juli 1898. Redaktion: Capellen: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Verleger: Grieben: Berlin SW., Unter den Eichen 3.

Deutsches Reich.

*** Von des Kaisers Vorlandfahrt.** Nach guter Fahrt bei immer mehr aufklärerischem Wetter passierte die „Vohlgentler“ gestern Vormittag kurz nach 11 Uhr bei herrlichem Sonnenschein den nördlichen Lokort. Die Ankunft in Diermühlen fand Abends gegen 10 Uhr statt.

*** Das Befinden des Königs Otto von Baiern** hat sich, wie aus München gemeldet wird, nach einem neuerdings dort zirkulierenden Gerücht verschlechtert haben.

*** In der Vorkonferenz des Kaisers** wird die einseitige Landbestimmung des Kaiserthums des Oberkonsistoriums teilnehmen.

*** Wie aus München gemeldet wird,** ist die Kludien, welche Reichsanwalt Fickelbein beim Prinzregenten von Bayern hatte, von privater Natur gewesen; in denselben befinden sich nur zufällige Angelegenheiten des Fürsten besprochen worden. Der Prinzregent habe vorher seine Abneigung kundgegeben, mit dem Reichsanwalt die Mittheilungseröffnung vorzunehmen zu lassen. — Was das Ministerium betrifft, so ist diese Meldung richtig, in der Form ist sie unrichtig. Fürst Fickelbein hat sich niemals dem Kaiser angeschlossen, „offiziell“ wegen der Mittheilungseröffnung mit dem Kaiser nicht zu verhandeln und dieser hat seine „Abneigung“ gegen eine solche Verhandlung eben so wenig niemals kundgegeben.

*** Von preussischen Ministern.** Der Minister für Handel und Gewerbe Reichel hat Berlin mit Urlaub verlassen. Der Minister der öffentlichen Arbeiten Thielen ist nach Bad Gastein abgereist. Von den Staatssekretären des Reichsministeriums befindet sich nur Herr Niemöller in Berlin. Der Staatssekretär der Justiz, Herr Scherding, hat seine Urlaubreise nach der Schweiz angetreten. Graf von Sadowitz hält sich in Tietz auf, der Staatssekretär des Reichsministeriums für die Angelegenheiten der Provinzen, Herr v. Bismarck, hat sich ebenfalls in Tietz auf, der Staatssekretär des Reichsministeriums für die Angelegenheiten der Provinzen, Herr v. Bismarck, hat sich ebenfalls in Tietz auf, der Staatssekretär des Reichsministeriums für die Angelegenheiten der Provinzen, Herr v. Bismarck, hat sich ebenfalls in Tietz auf.

*** Neue Abgrenzungen.** Die Neue Bayerische Landeszeitung, das im Alle der Eifelischen „Walden“ von dem bayrischen Bayernminister Wemmering redigirte Blattchen, kommt heute abends auf ihre Behauptung von angeblichen Differenzen zwischen dem Kaiser und einem deutschen Bundesfürsten zurück. Das Blatt giebt der Angelegenheit jetzt aber insofern eine neue Wendung, als es den Regenten von Böhmen als denjenigen Bundesfürsten bezeichnet, der sich veranlaßt gesehen haben soll, sich auf seine verfassungsmäßigen Rechte zu beziehen. Es berichtet unter Anderem:

Auf Grund der zwischen Preußen und dem Fürstenthum Lippe abgeschlossenen Konvention verordnete der Graf Regent von Lippe, daß seine Söhne und Töchter von den Offizieren der Garde frei zu grüßen und mit dem Titel „Erlauch“ anzureden seien. Derselbe Befehl des Regenten wurde aber seine Söhne gegeben, weswegen derselbe den Grafen zu sich beistand, um ihm Vorhalt zu machen. Dieser sah zu verstehen, daß er seine Befehle noch oberhalb der Garde in Berlin und nicht vom Bundesfürsten zu empfangen habe. Der Graf wandte sich nun in einem Schreiben an den Kaiser und bat ihn unter Berufung auf seine vertriebenen Rechte dem Befehl des Regenten Achtung zu verschaffen.

Am anderen Tage erhielt er folgendes Telegramm:
An den Regenten von Lippe in Detmold.
Mein General hat Befehl. Dem Regenten, was dem Regenten gebührt, folgt weiter nichts. Im Uebrigen verbleibe ich mit dem Don, den Sie sich in Ihrem Briefe erlauben.

Wladimir I. R.
Wir können uns der Mitteilung dieser Darstellung nicht entschließen, da sie durch die „Neue Bayerische Landeszeitung“ nun einmal in die Öffentlichkeit gebracht und gewiß zu weiteren Erörterungen kommen wird. Schon die erste Lesart, welche jenes Blatt in Umlauf gesetzt hat, war durchaus ungenügend. Auch diese neue Wendung bringt es in einer Form, welche das angebliche Vorkommniß ebenfalls als eine vollkommen unwahre Erdichtung kennzeichnet.

Dem „A. T.“ geht von angeblich zuverlässiger Seite die Mitteilung zu, daß im Reichsarchiv die Arbeiten für den Entwurf eines Zolltariffs für die neuen Handelsverträge schon seit einiger Zeit im Gange sind, daß aber die Festlegung bestimmter Zollsätze bisher noch nicht erfolgt ist. Die Vorarbeiten erfordern sich vielmehr in erster Linie darauf, für den neuen Zolltariff einen Entwurf vorzubereiten, der materiell und formal den Interessen der Industrie und des Handels hinsichtlich der Feststellung der einzelnen Positionen entspricht.

* Zum hiesigen Zolltariff wird mit Russland wird der „A. T.“ aus Petersburg gemeldet:
Dahingegen die amtliche Verfügung des Finanzministeriums bezüglich gewisser Zollbestimmungen gegen Deutschland ergangen ist, seien die Grenzpostämter noch nicht angewiesen worden, die in Betracht kommenden deutschen Waaren nach dem erhöhten Tarife zu verzollen, insofern diese Waaren bisher noch nach dem alten Tarif eingegangen. Man schließt in

Petersburg daraus, daß russischerseits noch nicht alle Hoffnung aufgegeben ist, mit Deutschland zu einem Einvernehmen zu gelangen.

Es scheint danach, als ob man in Russland noch immer nicht einsehe, wie ungerath seine Negressionsregeln sind.

* Der „Reichsanwalt“ vertritt die Ansicht, daß die Verordnung über die Eintheilung der Landwirthschaftlichen Nachtragsverordnung des Reichspräsidenten in Doppel von 18. Juli, wonach der Fuhrtransport der Gänse aus England auf der Elbegeleise von den Grenzübergehungen bei Jandisau und Herby bis zu den Bahnhöfen Landsberg bezw. Herby gestattet ist.

* Nach einer Verfügung des Landwirtschafts-Ministers können in Zukunft Bewilligungen zur Unterstützung und Förderung der Geflügelzucht aus den bezüglichen Fonds nur noch an die Landwirtschaftskammern und Landwirtschaftlichen Centralvereine beigegeben werden. Dagegen werden die Aufträge der Geflügelzucht gegeben werden. Dagegen werden die Aufträge der Geflügelzucht gegeben werden. Dagegen werden die Aufträge der Geflügelzucht gegeben werden.

* Wenn es an sich auch als grundlos nicht ausgeschlossen erscheint, daß hinsichtlich der Ausgab großer neuer Schiffahrtskredit-Kommunalanleihen, wie Provinzen usw. von Preußen freigegeben wird, so steht der Verwirklichung von Plänen dieser Art, wie die Zeitungsmittelungen zufolge anstehend, am meisten Zweifel. Denn, wenn auch eine sehr große Schwierigkeit infolge entgegen, als die Unternehmer nicht auf völlige Freiheit in der Festsetzung der Tarife rechnen können. Dem Staate steht das Recht der Genehmigung bzw. der Festsetzung der Tarife für die Erhebung von Beförderungsgebühren zu, und er kann sich dieser Befugnis bei einem Unternehmen von so großer wirtschaftlicher und finanzieller Tragweite, wie es ein neuer Schiffahrtskanal ist, nicht enthalten. Für die Handhabung dieses Staatsaufsichtsrechts sind aber naturgemäß die Minderheiten des Gemeinwobens bestimmend; die Interessen der Rentabilität des Unternehmens müssen ihnen nachgeben. Bei dieser Sachlage wird es, den „A. T.“ zufolge, stets an einer sicheren Unterlage für die Finanzierung eines solchen Unternehmens und halten auch an einer der Voraussetzungen fehlen, welche sonst für die Ausführung eines solchen Unternehmens, mit anderen als Staatsmitteln für erforderlich angesehen werden.

* Wie schon kurz mitgeteilt, gab es nach amtlicher Statistik am 28. Februar 1897 in Preußen 6958 eingetragene Genossenschaften mit 965 161 Genossen. Davon entfielen 1019 Genossenschaften mit 492088 Genossen auf die Richtung Schulz-Deilich, 2228 Genossenschaften und 129 129 Genossen auf die Richtung Offenbau, 2217 Genossenschaften und 170 013 Genossen auf die Richtung Baufischen. Die übrigen Genossenschaften für einzelne kleineren Betrieben angehörend oder stehen allein. Noch bei 1116 Genossenschaften mit 167 719 Genossen wird der Revisor vom Staat bestellt. Von den genannten Genossenschaften waren 5103 mit unbeschränkter Haftung, 92 mit unbeschränkter Haftung, 170 013 Genossen mit beschränkter Haftung. Nach den Besonderen des Reichsarchivs sind die eingetragenen Genossenschaften mit 4455 auf Vorläufige und Kreditvereine, 367 auf Wohnungsvereine, 43 auf Abfallgenossenschaften, 12 auf Magazinsgenossenschaften, 1239 auf Produktionsgenossenschaften, insbesondere Holzkreis- und Wintergenossenschaften, 605 auf Konsumvereine, 134 auf Wohnungsvereine, 137 auf sonstige Genossenschaften. Bei den Genossenschaften mit beschränkter Haftung betrug der Gesamtbetrag der Einkommen, für welche alle Genossen aufzukommen haben, 146 123 064 Mark. Bei 5617 Genossenschaften wird der Revisor durch Verband, bei 1116 durch Gericht und bei 225 nicht bestellt. In den Spargassen ist die Beschäftigung von Genossenschaften als Genossen bei 987 gestattet und bei 5971 nicht. Nach den Verwaltungsverhältnissen geordnet entfallen 264 Genossenschaften mit 35 064 Genossen auf den Kreisbezirk Königsberg, 96 mit 26 299 auf Gumbinnen, 91 mit 6338 auf Danzig, 186 mit 23 947 auf Marienwerder, 95 mit 16 532 auf die Stadt Berlin, 229 mit 40 703 auf den Regierungsbezirk Posen, 291 mit 32 432 auf Frankfurt a. O., 156 mit 29 518 auf Stettin, 93 mit 8114 auf Aachen, 62 mit 5972 auf Stralsund, 295 mit 41 736 auf Posen, 168 mit 16 882 auf Bromberg, 350 mit 49 115 auf Breslau, 228 mit 31 270 auf Pommern, 291 mit 60 698 auf Pommern, 204 mit 42 278 auf Magdeburg, 230 mit 33 590 auf Westfalen, 129 mit 16 302 auf Ostpreußen, 225 mit 33 473 auf Schlesien, 152 mit 24 777 auf Hannover, 297 mit 27 095 auf Hildesheim, 146 mit 26 277 auf Ansbach, 61 mit 6915 auf Stade, 96 mit 8636 auf Oldenburg, 24 mit 3002 auf Aachen, 164 mit 19 150 auf Münster, 120 mit 18 846 auf Minden, 192 mit 84 658 auf Arnberg, 423 mit 56 477 auf Ostpreußen, 358 mit 67 097 auf Westfalen, 284 mit 22 072 auf Pommern, 273 mit 29 499 auf Ostpreußen, 218 mit 21 417 auf Aachen, 337 mit 40 038 auf Trier, 128 mit 11 039 auf Aachen und 10 Genossenschaften mit 1056 Genossen auf Sigmaringen. Der Zahl der Genossen nach folgen hier unter den preussischen Provinzen demnach: Schlesien, Pommern, Ostpreußen, Hannover, Sachsen, Brandenburg, Westfalen, Posen, Preußen, Ostpreußen, Schlesien, Pommern und Westpreußen.

* Da der Reichsarchiv für eine ständige Einrichtung der Staatsbahn-Gütertarife im Rahmen des derzeit geltenden Tarifsystems auszuweisen ist und eine Wiederaufhebung des

vorläufig bis zum 1. Mai 1902 gültigen Ausnahmestadiums für Dingenmaterialien der Kaufmännischen Fabrikation bei unveränderter Fortdauer der jetzigen Lage der Landwirthschaft nicht in Frage kommen wird, so hat der Minister der öffentlichen Arbeiten die königlichen Eisenbahndirektionen von der weiteren Vertheilung über den Erfolg der beiden Ausnahmestadien zu befehlen. Es ist jedoch von Wichtigkeit, die Wirkung der zum 1. April 1897 durchgeführten Ausdehnung des Reichsarchivs auf den Reichsarchiv und die des Reichsarchivs III hinsichtlich der Steinbohlen, Holz und Brettsägen und des Grubenholzes für längere Zeit zu beobachten. Die „A. T.“ führen zu dieser Frage aus:

Während über den Bestand der mineralischen Brennstoffe aus den oberirdischen und unterirdischen Kohlenfeldern und über den Kohlenverkehr im Reichsarchiv die Angaben für das Jahr 1897 durchgehenden Ausdehnung des Reichsarchivs auf den Reichsarchiv und die des Reichsarchivs III hinsichtlich der Steinbohlen, Holz und Brettsägen und des Grubenholzes für längere Zeit zu beobachten. Die „A. T.“ führen zu dieser Frage aus:

Während über den Bestand der mineralischen Brennstoffe aus den oberirdischen und unterirdischen Kohlenfeldern und über den Kohlenverkehr im Reichsarchiv die Angaben für das Jahr 1897 durchgehenden Ausdehnung des Reichsarchivs auf den Reichsarchiv und die des Reichsarchivs III hinsichtlich der Steinbohlen, Holz und Brettsägen und des Grubenholzes für längere Zeit zu beobachten. Die „A. T.“ führen zu dieser Frage aus:

* Gegenwärtig finden nach der „A. T.“ durch die Polizeibehörden ihre amtliche Erhebungen über die in den einzelnen Distrikten wohnenden Polen, sowie darüber statt, wie viel davon die deutsche Reichsangehörigkeit besitzen.

* Der polnische Staatsanwalt hat gegen den Redakteur der in Berlin erscheinenden „Gazeta“ Robotnikowski wegen Verletzung der Pressefreiheit Klage erhoben. Voranhat, der in Polen landwirthschaftlich, hat dort ein sozialdemokratisches Flugblatt verbreitet.

* Nachkommenschaft! Die konfessionslos Trauernden in Hamburg, Altona und Wandsbek haben einen Versicherungsverein gegen Feuerbeschädigung gegründet.

* Wichtige in Konfessionswesen. Aus Australien wird der „Berl. Ztg.“ berichtet, daß ein deutscher Vize-Konsul, ein junger, erst kürzlich dorthin gefommener Beamter, als ihm ein deutsches Fahrpad zum Kauf angeboten wurde, erklärte, es ist riskant, hier ein deutsches Rad zu fahren, man wird von der besseren Gesellschaft über die Pflicht anzufragen. Einige deutsche Herren, welche diese Behauptung des Herrn Vize-Konsuls hörten, haben den deutschen General-Konsul, den Herrn zu befragen, daß es eigentlich keine Pflicht sei, der Industrie seines Vaterlandes gegenüber einen etwas freundlicheren Standpunkt einzunehmen.

„Der Wagon ist.“ so schreibt die demokratische „Berl. Ztg.“, „wieder ein neues Beispiel für die vielfachen Mängel in unserem Konfessionswesen. Die Reichsregierung kann in der Auswahl ihrer konfessionellen Vertreter gar nicht vorsichtig genug sein. Besonders sollte man in solche Ämter nur ernste, geschäftstüchtige Männer von geistiger Arbeit berufen. Wie schwer es der deutschen Industrie fällt, in Ländern englischer Zunge, deren Bewohner ein ausgeprägtes Nationalgefühl haben, und die mit Vorliebe nur engherzige Gesinnung hegen, Fuß zu fassen, ist bekannt. Wenn nun sogar Vertreter der deutschen Reichsregierung sich in dieser Zeit so unklugartig haben, daß sie halbe Engländer geworden sind, so ist das bedauerlich.“

Sehr richtig, nur schade, daß auch die „Berl. Ztg.“ von dem gepriesenen „ausgeprägten Nationalgefühl“ nur alle Jubeljahre einmal Gebrauch macht.

* Als ein Zeichen der deutschfeindlichen Stimmung in Oesterreich kann auch der Umlauf angesehen werden, daß einzelne Bezirkshauptmannschaften (u. A. auch Raxbüchel in Döblingen) den deutschen Turnvereinen die Theilnahme an Sammlungen zu verweigern. Auf eine Beschwerde der Reichsregierung des 15. Juni ist seitdem die Reichsregierung befehligen wollen, um die Bewilligung beim Ministerium des Innern anzufragen. Doch ist diese Bewilligung bisher allen anstehenden Turnvereinen ertheilt worden. Aus den Verboten der Bezirkshauptmannschaften aber ertheilt man, daß die untergeordneten Behörden päpstlicher sein wollen, als der Papi.

Oesterreich-Ungarn.
Die Verhandlungen des Grafen T. von H. mit der deutschen Volkspartei haben heute begonnen. Wie verlautet, ist die deutsche Volkspartei die Vermittlerrolle bei Regelung der Grenzverträge überlassen, und zwar in dem Sinne, daß die kaiserlichen Führer ihren Einfluß bei ihren gesetzlichen Freunden



[Nachdruck verboten.]

Der räthſelhafte Herr.

6) Romiſcher Roman von Heinrich Lee.

Nachdem die Damen eine Weile auf der Bank geſeſſen hatten, erhoben ſie ſich und ſchlugen wieder den Heimweg an.

Im Thal ſank ſchon die Sonne herab.

Liesebau lag unten in einem tiefen Frieden.

Es ſchwebte ein ſo goldener und ſchöner Abend über der Natur, als gäbe es keine Sorgen auf der Welt; namentlich keine Sorgen von unverheiratheten Mädchen und von Müttern folcher Mädchen.

Die Damen nahmen wieder den Weg am Höllengrund vorbei.

Als ſie auf dem Wege, der in den Ort hineinführte, angelangt waren, war es ſchon ganz dämmerig geworden.

„Ach Du meine Güte!“ rief plötzlich die Frau Stabsarzt mit einem Schrei des Schreckens aus.

„Was iſt denn?“ rief ebenſo Lorchen, die voraus ging, und ſie ſah ſich nach ihrer Mutter um.

„Meine Taſche!“ ſagte die Stabsärztin.

Erſt jetzt gewahrte Lorchen, daß ihre Mutter die Taſche nicht mehr hatte.

„Mein Gott, wo haſt Du ſie denn, Muttmchen?“

Die Stabsärztin erklärte weinerlich, daß ſie die Taſche entweder oben auf der Teufelskanzel vergeſſen haben müſſe oder daß ſie, weil ſchon der Henkel loſe war, ihr vom Arme in den Höllengrund gefallen ſein müſſe.

„Aber Muttmchen,“ ſprach Lorchen unwillig, „ich hab's Dir doch mit dem Henkel gefagt.“

Die Stabsärztin verſtand nicht, was Lorchen zu ihr ſagte.

„Nun hab' ich auch mein Hörrohr darin,“ jammerte ſie.

Der Dunkelheit wegen war es zu einer Rückkehr zu ſpät.

„Das Rohr! Das wird ja entſetzlich,“ weinte beinahe Lorchen mit.

In der That befand ſich die bedauernswerthe Stabsärztin in einem kritiſchen Zuſtand.

Ihr Gehörorgan war ohne das Rohr keiner Empfindung mächtig.

Als in der Nähe von Fulda die Artillerie einſt manöverirte und dicht am Moſtelſchen Wohnhauſe geſchützweiſe Feuer gab, fragte ſie Lorchen, ob nicht Jemand an die Thüre klopfte.

Im Hotel angelangt, beſtellte Lorchen verzweifelt das Abend-eſſen auf das Zimmer. Ihr erſter Impuls war, Bieſenitz den Verluſt der Taſche und des Rohres mitzutheilen. Sie dachte aber auch ſofort daran, wie lächerlich das Rohr mit ſeinen ſieben Schläuchen, wenn fremde Menſchen es fanden, dieſen vorkommen würde. Aus dieſem Grunde beſchloß ſie zu ſchweigen und morgen in aller Frühe ſich in den Wald und nach der Teufelskanzel zu begeben, um dort nach dem Verluſt zu ſuchen.

Es gab an dieſem Abend zwiſchen Lorchen und ihrer Mutter noch allerhand ſeltſame Mißverſtändniſſe, über die wir inbeſſen, da ja ſie auf der Hand liegen, hiermit hinweggehen wollen.

„Was guckſt Du denn?“ fragte die Stabsärztin, als man nach dem Abend-eſſen die Lampe anſteckte, um noch einmal die aus Fulda angekommenen Briefe zu leſen.

Lorchen blickte in den Spiegel.

Von der Hitze waren ihre Stirnlöcherchen aus der Form gegangen. In unſchönen geraden Fäden hingen ſie ſenkrecht über die Stirne herunter. Lorchens ſonſt ganz hübsches Geſicht wurde entſchieden davon beeinträchtigt. Und obwohl Lorchen ihrer Mutter wiederholt erklärt hatte, der fremde Herr ginge ſie nichts an, ſo dachte ſie doch in dieſem Augenblick an keine anderen Dinge mehr, ſelbſt nicht an das unſelige Hörrohr, als nur an die eine Frage: Ob der Herr das mit dem Stirnlöcherchen wohl geſehen hatte?

Die Hauptſache für beide Damen blieb vorläufig, das Hörrohr wieder zu erhalten.

Viertes Kapitel.

Es war wieder ein ſchöner Morgen.

Das Konzert der Hühner und Enten, das ſich an jedem Tagesanbruch im Hofe des „Ablers“ erhob und das allemal die Hotelgäſte aus dem Morgenschlafe allarmirte, war verſtummt.

Es ging auf Acht.

Xaver, der Hausknecht, pochte beſcheiden, aber anhaltend im oberen Korridor an eine Zimmerthür.

„Herr Hannefried,“ rief er, „Herr Hannefried! Herr Hannefried!“

„Was iſt los?“ rief endlich ingrimmig eine Stimme von innen zurück, die deutlich veranſchaulichte, daß ihr Beſitzer noch in Bette lag und vorläufig um dieſe Nachtſtunde unbeläſtigt zu bleiben wünſchte.

„Ihr Koffer iſt da!“ ſprach Xaver in das Schließelloch.

Als unmittelbare Folge von Xavers Mittheilung ertönte aus dem Zimmer ein ſchwerer dumpfer Laut, als wenn Jemand haſtig auf die Füße ſpringt. Die Thür wurde aufgeriſſen und mit aufgeregtem Geſicht, aus dem auch die allerkleinſte Spur von Morgenträumerei verſchwunden war, nur mit dem äußerſten Nothbehelf bekleidet, ward Hannefried ſichtbar.

Eine ältere Dame, Hannefrieds Zimmernachbarin, eine verwittwete Rätthin, die gerade vom Morgenspaziergang heimkam und in den Korridor trat, ſchrie bei Hannefrieds Anblick laut auf und flüchtete wieder die Treppe hinunter.

„Wo iſt er?“ fragte Hannefried.

„Er ſieht unten im Flur. Soll ich ihn raufbringen?“

„Doch ſelbſtverſtändlich,“ antwortete Hannefried ergritt.

In der Veranda ſaßen die Gäſte ſchon beim Morgenkaffee.

Die Ablerswirthin ſetzte ſich von einem Tiſch zum andern und machte jedem ihrer Pflegebefohlenen ein freundliches Geſicht.

„Ich möchte noch Vormittag auf den Magstein,“ sagte geschäftig der Posthuth. Er saß vor seinem aufgeschlagenen Handbuch, einem Wegweiser durch Liebenau und Umgebung. Er sagte seine Rolle als Sommergast vom Pflichtstandpunkte auf und wäre später von Liebenau nicht ruhigen Herzens wieder nach Hause gereist, wenn er nicht sämtliche Partien und Sehenswürdigkeiten, die in seinem Buche angegeben waren, auf das Gewissenhafteste absolvirt hätte — „ob ich's bis Mittag machen kann?“

„Ich glaub', es wird wohl ein bißel zu viel sein,“ entgegnete die Ablerswirthin.

Die schon einmal erwähnten boshaften Leute behaupteten von der Ablerswirthin, daß sie grundsätzlich ihren Gästen von ausgedehnten Morgenpartien abrieth, nämlich deshalb, damit sie bei der Table d'hote keinen zu übertriebenen Appetit entwickelten.

„Ich werd's aber doch machen,“ sagte energisch der Posthuth und stand auf, „der Herr Schlauch ist wohl schon fort?“

„Er wollte zum Brunnen.“

„Ich will mal hinsehen. Wenn ich ihn finde, nehm' ich ihn mit. Wo ist denn der Herr Notar?“

„Der ist mit den Damen schon spazieren gegangen,“ entgegnete die Ablerswirthin rasch, als bereite ihr der Gedanke, daß der Posthuth nicht nur einen zweiten, sondern sogar noch einen dritten Theilnehmer der Table d'hote zu seinem Vorhaben durchführen könne, wirklich eine Unbehaglichkeit.

„Guten Morgen,“ sagte der Posthuth und ging.

Die Unterhaltung der wenigen Gäste, die bei dem schönen Morgen in der Veranda zurückgeblieben waren, wurde durch das Erscheinen Hannefrieds jezt unterbrochen.

Hannefried jah verändert aus.

Er trug einen hellgrauen, neuen, eleganten Sommeranzug, einen ebensolchen weichen Hut, weiße Wäsche und eine hervorragend schöne, bunte Kravatte.

Pauline hatte ihn im Korridor schon angelächelt.

„Fein sieht der Herr Hannefried aus,“ sagte sie.

„Wie so?“ erwiderte Hannefried mit Gleichmuth, als wäre er selbst der Einzige, für den seine Veränderung nichts Auffallendes hatte.

Auch die Blicke der Frühstücksgäste in der Veranda überjah er.

Hannefried las die Morgenblätter, eins nach dem anderen — denn er hatte keinen Grund mehr, so schnell wie möglich von der Veranda zu verschwinden — und rauchte eine Cigarre dazu. Die Rubrik der Familiennachrichten interessirte ihn sonst nur wenig. Diesmal blieben seine Augen nachdenklich darauf haften, und zwar speziell auf den Verlobungsanzeigen. Es mag vorläufig unentschieden bleiben, wie das zunging.

Endlich nahm er seinen Hut.

Es war Brunnenzeit. Auch Hannefried wollte heute einmal nach dem Brunnen.

Es gab nicht einen Brunnen, sondern zwei im Bade Liebenau.

Beide lagen in den Kuranlagen.

Der eine, der Maximiliansbrunnen genannt, lag unmittelbar an der großen Promenadenallee. Er wurde zu den Brunnenzeiten, am Morgen und am Nachmittag, von den bleichsüchtigen Mädchen und Frauen umwölfert. Mit dem gefüllten Becher und einer Glasröhre in der Hand spazierten hier die blassen Damen herum und nahmen durch die Glasröhre, um durch den mineralischen Gehalt des Wassers nicht ihre Zähne zu verderben, dann und wann aus dem Becher einen Schluck. Diese Damen hatten etwas Apathisches und Stilles. Nur wenn

aus dem Orchester eindringlich das Cello ertönte, ging eine gemeinsanere, lebhaftere Bewegung durch die ganze Schaar. Langsam wie Schwäne, die sich um ausgeworfene Brocken sammeln, glitten dann alle an das Robium heran, bis das Musikstück erklang und sie sich von Neuem verstreuten.

Der andere Brunnen, der Ludwigsbrunnen, lag etwas abseits von der Allee und von diesem hieß es, daß er gut gegen Gallenstein sei. Außerdem lieferte er für die Table d'hote, wie schon erwähnt, das erfrischende Tafelgetränk. Alle ernsthaften Herren promenirten darum und nahmen gleichfalls in den vorgeschriebenen Pausen ihren Schluck. Im Gegensatz zu den Brunnen von Karlsbad, dem Ratoczy in Rißingen und dem Wiesbadener Kochbrunnen, wo die Kurgäste beschwerlich erst in langer Reihe stehen müssen, bevor sie ihren Becher erhalten, hatte der Liebenauer Ludwigsbrunnen den Vorzug, daß Jeder, der an ihn herantrat, selbst wenn es nur zu dem Zwecke geschah, ihn zu besichtigen, von dem Brunnennädchen, als wollte sie einen solchen Kunden sich nicht entgehen lassen, den Becher fast leidenschaftlich in die Hand gedrückt bekam. Der Brunnen wurde auch viel von den Vergnügungsgästen aufgesucht, und noch niemals hatte man die Behauptung gehört, daß er irgend Jemandem geschadet hätte.

Als Hannefried auf dem Schauplatze des Ludwigsbrunnens erschien, stand das Vormittagstreiben vor demselben bereits in vollster Blüthe. Wenigstens fünfzehn bis zwanzig Personen bewegten sich davor.

Er sah sich nach Bekannten um. Es war Niemand vorhanden.

Noch niemals hatte Hannefried Brunnen getrunken.

„Was kostet es?“ fragte er, als er von dem Mädchen den Becher in Empfang nahm.

„Nichts,“ erwiderte das Mädchen und jah Hannefried verwundert an.

Hannefried erstaunte innerlich.

Er beschloß, fortan an jedem Morgen Brunnen zu trinken.

Dann schlug er den Weg nach der Allee ein.

Er dachte wieder an die Verlobungsanzeigen.

Er war nun fünfundsanzig Jahre alt.

Wollte er aus der pekuniären Enge seiner Verhältnisse einmal heraus, so war Heirathen das zunächst liegende Mittel.

In Chemnitz hatte er nicht daran gedacht.

Seine künftige Frau brauchte sogar nur einige tausend Thaler zu haben.

Die meisten Sortimenter sungen heutzutage ja überhaupt ohne Mittel und auf Borg an.

Als etablierter Buchhändler in einer Mittelstadt stand er in demselben gesellschaftlichen Rang wie ein Apotheker oder ein Gymnasiallehrer. Stadtverordneter zum Beispiel konnte er dann mit Leichtigkeit werden.

Wenn Hannefried sich auf eine seiner Eigenschaften etwas einbildete, so waren das seine gesellschaftlichen Manieren, die nach seiner Meinung dem weiblichen Geschlecht entschieden gefielen.

Weibesliebe dünkte ihm überhaupt ein hohes Gut und zu den Erinnerungen, die sein Selbstbewußtsein, besonders auf galantem Gebiet, in Spannkraft erhielten, zählte vor Allem eine damals allerdings schon ziemlich hoch in den Zwanzigern befindliche adlige Geheimrathstochter. Dieses Mädchen hatte er einmal, indem sie es duldete, geküßt, sich später aber, dem Zwange der Verhältnisse gehorchend, von ihr zurückgezogen. Seitdem betrachtete sich Hannefried als einen Don Juan.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Krautwiesen des Ozeans.

Von Ernst Vogel.

Es war am 16. September 1492, als der berühmte Entdecker Amerikas, Christoph Kolumbus, mit seinen ihm vom König von Spanien anvertrauten drei kleinen Schiffen einen Theil des Atlantischen Ozeans erreichte, wo die Seefahrer das ganze Meer, soweit nur ihre Augen reichten, mit grünem Kraute bedeckt, erblickten, so daß es, wie ein älterer Geschichtsschreiber berichtet, das Ansehen hatte, als wenn sie über eine unermessliche Wiese hinsetzten. An einigen Stellen lag das Kraut so dick, daß sogar der Lauf der Schiffe dadurch gehemmt wurde. Man kennt die Hindernisse, welche der große Genuelle auf dieser seiner ersten Fahrt zu überwinden hatte. Seine gahnhafte Leute wollten ihm nicht mehr folgen, denn noch niemals hatte sich ein Schiffsbefehlshaber soweit in das offene Meer hinausgewagt. Durch List und Verprechungen gelang es Kolumbus, die Furchtsamen hinzuhalten, als sie indessen die ungeheuren Krautwiesen erblickten, brach ihr bischen Muth vollends zusammen. Sie wähten, nimmehr an das Ende des schiffbaren Weltmeers gekommen zu sein. Unter dem Kraute vermutheten sie Klippen und Untiefen verborgen, welche die Schiffe mit völliger Zerrümmung drohten. Ihr intelligenter Führer fand auch hier wieder das rechte Mittel, seine thörichte Mannschaft zu beschwichtigen, indem er ihr vorstellte, daß diese Krautwiesen keineswegs Gegenstände des Entsetzens seien, vielmehr als sichere Anzeichen des nahen Landes begrüßt werden müßten. Gras und Kraut, sagte er, könne doch nicht auf dem Meere wachsen. Diesen Ausführungen schenkten die Matrosen Glauben, da man zu gleicher Zeit verschiedene nach Westen fliegende Vögel erblickte, und so gelang es Kolumbus, auch dieses Hinderniß zu überwinden und seinen kühnen Plan glücklich zu vollenden.

Die vermeintlichen Krautwiesen, welche Kolumbus und seine Leute erblickten, kannten die auf der See damals bereits erprobten Portugiesen schon längst, und auch von den Schriftstellern des Alterthums, wie Theophrast und Aristoteles, werden sie bereits erwähnt. Man bezeichnet dieselben in neuerer Zeit mit dem Namen des Sargassomeeres, da sie fast ausschließlich aus einer Algenpezies gebildet werden, dem schwimmenden Beerentang, auch Sargassotang oder GOLFkraut genannt (*Sargassum bacciferum*). Möglich, daß auch andere Algenarten, wie z. B. die Gattung *Fucus*, ihren Theil zu den Krautwiesen beitragen (man bezeichnete sie früher auch als *Fucusbänke*), weitaus überwiegend bleibt jedoch das GOLFkraut, ja manche Schriftsteller und Forscher behaupten, daß für die Bildung der Tangwiesen und Sargassosen, wie sie auch genannt werden, einzig nur der Beerentang in Frage komme.

Der schwimmende Beerentang gehört zu der Gattung *Sargassum* der Klasse der Braunalgen. Ein brauner Farbstoff, das Phycophäin, verdeckt das Chlorophyll dieser Algenformen und verleiht ihnen eine charakteristische braune Farbe. Die gegen 100 Arten zählende Gattung, die auch in unseren heimischen Meeren ihre Vertreter hat, umfaßt Algenarten von höherer als der gewöhnlichen Entwicklung, Pflanzen mit festgefühten Zellen, deren Blätter deutlich ausgebildet sind. Die Vermehrung geschieht außer durch Theilung auch durch eine regelrechte Befruchtung, ja es ist sogar gelungen, auf künstlichem Wege Bastarde zwischen den verschiedenen Arten zu züchten. Was uns aber hauptsächlich interessieren muß, das sind die „Schwimmblasen“, welche die Beerentange besitzen, und die ihnen an besonderen Stielen in Gestalt beerenartiger Lufträume anhaften. Vermittelt dieser Schwimmblasen halten sie sich auf der Oberfläche des Meeres, oder geben sich, da sie mit ihren Wurzeln selbstverständlich auf dem Meeresboden festsitzen, die sentrechtliche Richtung.

Aus unzähligen Exemplaren dieses schwimmenden Beerentangs besetzt also das berühmte oder besser berüchtigte Sargassomeer, von welchem die Schiffer früherer Zeiten erzählten, daß die Fahrzeuge in den Krautmassen stecken bleiben und die darauf befindlichen Seeleute elendiglich unkommen müßten. Letzteres ist nun zwar nicht der Fall, denn das Sargassomeer stellt der Schifffahrt durchaus keine ernstlichen Hindernisse entgegen, da die Anhäufung der Pflanzen eine nur lockere ist; höchstens könnte zuweilen auf kurze Zeit die Fahrgeschwindigkeit eines Schiffs eine unerhebliche Verminderung erfahren. Einen impoananten Anblick bietet das Sargassomeer aber trotz alledem, schon durch seine ungeheure Ausdehnung, von welcher der Laie (sofern er mit dem Phänomen überhaupt bekant ist) in der

Regel eine völlig irrige Auffassung besitzt. Man stelle sich ein Gebiet von mehr als 40000 Quadratmeilen, also etwa dem fünffachen Umfange des Deutschen Reiches vor, das dem Auge nichts zeigt als dieselbe einformige Vegetation, das braune Kraut der genannten Pflanze, eine einsige ungeheure Wiese von Meergras und Algen. Das grenzenlose Meerfeld erstreckt sich über nicht weniger als 22 Breiten- und 50 Längengrade (vom 16. bis 38.° nördl. Br. und vom 30. bis 80.° westl. L.). Mitten zwischen die braunen Massen hinein schiebt sich jedoch ein breiter Meeresarm, der sie in zwei ungleiche Theile, in zwei Bänke spaltet: die Corvobant im Osten und die Vermudasbant im Westen. Im Norden begrenzt das Tangmeer der Golfstrom, im Süden der nördliche Aequatorialstrom; beide große Meeresströme schließen in sich wie in einen Ring warmen Wassers den kalten, ruhigen und unbeweglichen Theil des Atlantischen Ozeans ein, welcher das Sargassomeer bildet.

Den Seeleuten früherer Zeit erschien das Sargassomeer als ein unerklärliches Wunder. Eine Wiese halb so groß als Europa mitten auf dem Meere — wer sollte da nicht vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen. Manche ältere Schriftsteller stellten gar die kurose Ansicht auf, die zahlreichen Kräuter, womit das Tangmeer bedeckt ist, hätten ihren Ursprung in dem Wiesenland des ehemaligen Kontinents Atlantis, weil dasselbe gerade demjenigen Theil des Atlantischen Ozeans bedeckt, wo sich das alte Wunderland befunden haben soll. Später neigte man wenigstens der Meinung zu, daß das Seekraut alles an Ort und Stelle wüchse, bis sich mit der Zeit herausstellte, daß dies nicht der Fall sei, und gar nicht sein kann, denn die Algen wachsen an den Küsten und wurzeln im Meeresboden. Wie sollte ihnen das aber möglich sein auf offener See, bei einer Meerestiefe von 2000 bis 5000 Meter? Nähere Untersuchungen ergaben dann auch, daß man es nicht mit anhängigen Algen, sondern mit einer Anhäufung losgerissener, freischwimmender Pflanzen zu thun habe. Wie aber gelangten dieselben in solcher Masse hierher? Die Forschung hat das Räthsel auf ebenso einfache einleuchtende Weise gelöst. Die Heimath des Beerentangs — den übrigens einige Forscher für keine besondere Algenart, sondern für abgerissene Büschel zweier an den Küsten Europas, Afrikas und Amerikas wachsenden Spestes annehmen — ist die Nordostküste von Südamerika und die Küste des mexikanischen Meerbusens. Dort reißt der Golfstrom die Pflanzen los und führt sie mit sich fort, um sie schließlich in dem das Sargassomeer benannten Theile des Ozeans zusammenzutreiben. Warum das gerade an dem bezeichneten Orte geschieht, wird durch die Wind- und Strömungsverhältnisse des Golfstromes verständlich. „Die Erklärung“, sagt Maury, „scheint aus einer allgemein bekantem Wahrnehmung hervorzugehen. Wenn man Korbstücker oder sonst schwimmende Gegenstände in ein Gefäß thut und setzt das Wasser des Gefäßes in eine Kreisbewegung, so sieht man, daß die zerstreuten Theilchen sich im Centrum der Oberfläche zu einer Gruppe sammeln, d. h. an dem am wenigsten bewegten Punkt. Bei der fraglichen Naturerscheinung ist das Atlantische Meer das Gefäß, der Golfstrom die Kreisbewegung und das Tangmeer der Mittelpunkt, zu welchem die zerstreuten, schwimmenden Körper sich sammeln.“ Die Sargassumarten vermögen sich in Folge der erwähnten Schwimmblasen lange Zeit auf dem Wasser schwimmend zu erhalten, auch wuchern sie, da ihr Wachstum von der Wurzel und dem Boden nicht unbedingt abhängt, lange Zeit lustig weiter, so daß die Krautwiesen den Eindruck der Frische hervorbringen, und es aussieht, als wüchse der Tang an Ort und Stelle. Wie manche Seefahrer berichten, trifft die Bezeichnung „Wiese“ den Charakter des Phänomens überhaupt nur unvollkommen. Der Beerentang schwimmt in vereinzelt Büscheln oder höchstens größeren Ballen umher, bis er allmählich abstirbt und sich vermodernd auflöst. Trotzdem überdauert die Erscheinung in derselben Form bereits Jahrtausende, weil der Golfstrom den Abgang immer wieder durch neue Zufuhren ersetzt.

Es dürfte die Frage aufstauen, ob denn diese Meeresflora auch eine entsprechende Fauna besitze. Diese Frage muß bejaht werden. Die Tangwiesen bieten zahllosen Thierarten des Meeres nicht nur prächtige Schlupfwinkel, sondern jederzeit auch einen reichgedeckten Tisch. Meerkrabbe, Muscheln, Fische, Meeresschnecken und Polypen, Seeosen, Quallen und andere Lebewesen nehmen hier ihren dauernden oder vorübergehenden Aufenthalt. Einen weiteren Nutzen als diesen gewährt das Tangmeer nicht. Man gewinnt zwar aus Meeresalgen Soda und Jod, aber für die Erzeugung dieser Stoffe kommen in der Hauptsache die Arten der Gattung *Fucus* in Betracht.



Und auch eine andere Behauptung — die Maury aufgestellt hat — dürfte durch die Vergangenheit bereits widerlegt sein. Der genannte Gelehrte betont den Umstand, daß durch die schwimmenden Algen allmählich Massen von Baumstämmen, Schiffstrümmern und Strandgut aufgehalten und angesammelt werden. Diese seit Jahrhunderten zusammengehäuften Stoffe, meint er, würden sich durch Einwirken des Wassers mineralisieren und einst unererschöpfliche Kohlengruben bilden. Die Natur bereite also einen kostbaren Vorrath für die Zeit vor, wenn die Gruben des Kontinents ausgebeutet sein würden. So angenehm unseren Ohren die Theorie Maurys klingt, so wenig haltbar ist sie. Nachdem die pflanzliche Natur der Kohlenflöße erforscht worden war, tauchte bald die Spekulation auf, die Kohlen seien eine marine Bildung und aus Resten ungeheurer Seetana-Massen nach Art des jetzigen Sargasso-Meeres entstanden. Aber wie sich zur Evidenz herausgestellt hat, besteht die Kohle nicht aus Seetang, sondern aus Ueberresten von an Ort und Stelle gewachsenen Landpflanzen. Ist es somit schon für die Vergangenheit nichts mit der Tang-Hypothese, so noch weniger mit der Zukunft. Die im Gebiete der Krautwiesen angestellten Untersuchungen haben nirgends eine Anhäufung von zu Boden gesunkenen Meerespflanzen ergeben. Der Boden bestand allenthalben aus Schlamm, an dessen Bildung sich kleine Thierchen, nicht aber die Tange, theilhaft hatten. „Wahrscheinlich werden also,“ wie Heer bemerkt, „die Abfälle der großen Pflanzenmassen des Sargasso-Meeres von der Thierbevölkerung aufgezehrt, welche die 5000 bis 18000 Fuß tiefe mächtige Wasserflucht bewohnen.“ Es wird sich daher dort so wenig eine Pflanzenmasse anhäufen können, wie auf einer von einer Viehherde abgeweideten Wiese.“

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Sargasso-Meer nicht die einzige Ansammlungsstelle von schwimmenden Tangen darstellt. Nur sind die außerdem vorhandenen bei weitem nicht von der gleichen Bedeutung. Sowohl im Süden des Atlantischen Ozeans, als auch im Großen und Indischen Ozean existiren noch namhafte Sargasso-Meere. Ein Seitenstück zu ihnen bilden die unterseeischen Tangwälder, welche an Bracht und Ausdehnung wohl alle gewohnten Erscheinungen der Landflora weit hinter sich zurücklassen. Die Riesen-Tange, aus welcher sich dieselben zusammensetzen, erreichen oft eine Länge von 300 Metern, stellen also die größten Bäume des Festlandes weit in den Schatten.

Allerlei.

Die Festlegung des Ostersonntags in engere Grenzen wird wieder einmal energisch befürwortet, und zwar diesmal seitens des Leiters der Sternwarte in Wien und eines Professors der Sternwarte des Vaticans. Bekanntlich wird seit der Bestimmung des Concils von Nicäa im Jahre 325 das Osterfest an demjenigen Sonntag gefeiert, der dem Eintritt des ersten Frühlingsvollmonds folgt, und das Fest kann danach auf jeden Tag zwischen dem 22. März und dem 25. April fallen. Von den beiden Astronomen wird jetzt vorgeschlagen, O stern immer auf den dritten Sonntag der Frühlings-Tage und nach gleiche zu verlegen, sodas dieses Fest und die anderen, die sich nach seinem Termine regeln, immer nur innerhalb einer bestimmten Woche schwanken können. Ostermontag würde dann stets auf einen Tag zwischen dem 4. und 11. April, Pfingsten zwischen dem 23. und 30. Mai fallen.

Welche war die blutigste Schlacht des 19. Jahrhunderts? Die absolut blutigste Schlacht, d. h. jene, wo die größte Anzahl Todter und Verwundeter auf der Bahlstatt blieben, war die Völkerschlacht bei Leipzig mit einem Verlust von zusammen ca. 90000 Mann. Dieser zunächst Aspern mit 66000, dann folgt Borodino mit 62000 Mann. Zum Vergleiche seien die größten Schlachten der neuesten Zeit, Königgrätz mit 32000, Gravelotte mit 27000 Mann, dagegen gehalten. Die relativ blutigste große Schlacht, d. h. jene, in welcher es die größte Prozentzahl an Todten und Verwundeten gab, war Aspern mit einem Durchschnittsverluste von 38 Prozent der Gesamtanzahl. Dann kamen Borodino mit 25, Eylau und Waterloo mit 24, Leipzig und Instermann mit 21 Prozent. Hingegen betrug der durchschnittliche blutige Verlust bei Königgrätz 7½ Prozent, Wörth 13½ Prozent, Mars-la-Tour 16 Prozent, Gravelotte 8 Prozent, Sedan 12 Prozent, Plewna (III) 14 Prozent. Die großen Schlachten der letzten Jahre waren demnach weit weniger blutig als jene. Die hier angegebenen Prozentzahlen sind Durchschnittszahlen und zwar für beide Gegner zusammen. Nur in äußerst seltenen Fällen sind aber die procentuellen Verluste auf beiden Seiten die gleichen, sondern in der Regel verliert der Eine mehr, der Andere weniger. Es ist nun von Interesse, zu wissen, daß die höchsten Verluste einer Armee in den großen Schlachten der jüngeren Zeit ein Viertel ihrer Stärke nirgends überschritten haben. (Deutsche bei Mars-la-Tour 22 Prozent, Franzosen bei Wörth 16 Prozent, bei

Sedan 19 Prozent, Oesterreicher bei Königgrätz 11 Prozent, Russen bei Plewna (III) 17 Prozent.

Zur Warnung vor gefährlichen Firschen. Wie aus Frauenbera (Böhmen), der Besitzung des Fürsten Schwarzenberg, geschrieben wird, hatte der Forstmeister des Fürsten mehrere im Freien als verwaist vorgefundene Firschtälber mit Kuhmilch aufziehen lassen und in dem Thiergarten des Fürsten in Freiheit gesetzt. Von diesen wurde ein Firsch ungewöhnlich zahm. Dieser wuchs bis zur Stärke von zehn Enden heran und war der treue Begleiter des Sohnes jenes Forstmeisters, der im Thiergarten als Forstlandwirt anstellt war. Als nun der Kandidat kürzlich hinter dem Jägerhause an den Waldesfaum trat, sprang der Firsch in ungewöhnlich drohender Haltung gegen ihn an. Der Jäger suchte das Thier zuerst wie sonst durch Lufen zu beruhigen; als er aber die Gefahr erkannte, griff er zur Wache und legte an — zu spät; der Firsch fahte mit seinem Geweiß den Tragiemen, schleuderte das gespannte Gewehr weit weg und streckte mit einem zweiten Stos den jungen Mann zu Boden. Der Kandidat, ein großer und kräftiger Mann, zog seinen Firschtälber und brachte dem Firsch mehrere Hiebe bei, allein dieser fahte ihn wiederholt mit seinem Geweiß bei den Kleidern und warf ihn zu Boden. Ein Glück für den jungen Mann war es, daß noch rechtzeitig Waldarbeiter herbeieilten und ihn den Angriffen des rasenden Thieres entzogen. Der Vermite hat 22 zum Theil sehr tiefe Wunden am Kopfe und in der Seite, die meisten aber an Füßen und Händen davongetragen. Zum Glück war keine der Wunden lebensgefährlich, sodas der Verletzte in einigen Wochen wieder hergestellt sein dürfte.

Die Macht der Gewohnheit. Einer der vornehmsten und bekanntesten Richter von London hatte kürzlich den Vorsitz in einer Versammlung übernommen, wo ein jüngst aus Argentinien zurückgekehrter Forscher über die Länder, die er durchstreift hat, einen Vortrag halten sollte. Zu der festgesetzten Stunde nahm der würdige Richter den Präsidentensessel ein und gab dem Forscher das Wort. Dann versank er in Nachdenken oder ließ sich vielleicht auch von einer sanften Schlafsucht überwältigen, genau weiß man es nicht, kurz, er verlor die genaue Kenntniß von den Vorgängen um sich herum. Der Vortragende sprach mit Wärme und Geist, er amüsierte sein Publikum, dessen Heiterkeit bald durch ein vollkommendes Lachen zum Ausdruck gelangte. Bei diesem sündigen Lärm erwachte der Richter aus seinen Träumen — aber nur unvollkommen; denn plötzlich nahm er eine ernste Miene an, warf zornige Blicke um sich und rief mit donnerndem der Stimme: „Ich mache darauf aufmerksam, daß hier jede Kundgebung unterjagt ist. Wenn dieses unpassende Lachen sich noch einmal wiederholt, werde ich den Saal räumen lassen.“ Das Publikum und der Vortragende waren im ersten Augenblick starr vor Staunen. Dann brach ein allgemeines, schallendes Gelächter los, dessen furchtbares Echo den armen Präsidenten völlig aufweckte und ihm begreiflich machte, daß er sich nicht in einer Gerichtsung befand.

Vom Büchertisch.

— **Quellwasser fürs deutsche Haus.** Illustrirtes Volks- und Familienblatt. Verlag von Georg Wiegand in Leipzig. In dem uns vorliegenden 13. Heft des 22. Jahrgangs wird der historische Roman „Ich will vergelten“ von A. v. Blomberg beendet. In diesem Roman wird der Kampf Mailands gegen den Kaiser Barbarossa und die endliche Ueberwindung und Demüthigung der stolzen Lombardensstadt durch den Kaiser behandelt. Der Blomberg'sche Roman wird in seiner Entwicklung von den Lesern mit dem größten Interesse verfolgt worden sein. Die in demselben Hefte neu begonnene historische Erzählung „Eine Verschwörung unter dem Kaiserreich“ von Dr. Uberti verlegt uns in die Zeit des großen corsischen Eroberers, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand (1812). Auch andere Aufsätze dieses Heftes, wie z. B. „Aus der Brautzeit der Königin Louise“, „Eine Entdeckung aus dem Jahre 1498“ (Seeweg nach Ostindien), „Maudereien aus Borneo“ u. d. h. dürften überall gern gelesen worden sein. Mit weiteren vier Heften wird dieser Jahrgang (17 Hefte à 40 Pfg.) seinen Abschluß erreichen. Möge der dann beginnende 23. Jahrgang sich ebenbürtig an Inhalt und Illustrationen den früheren anschließen.

— **Rheinwellen** könnte man ein Blousenkostüm mit Bandverzierungen nennen, welches das tonangebende Weltmodenblatt „Große Modenwelt“ mit bunter Fächer-Bigette Verlag John Henry Schwerin, Berlin bringt. So viele Wellchen und Wellen, als sich da kräuseln, umspülen auch die Rheingoldstücker. Und hier wie dort tragen sie die Schönheit zum Siege, wie denn überhaupt in diesem vornehmsten unserer Modenblätter Alles vom feinsten Geschmack und doch auch von einem durchaus praktischen Sinne diktiert ist. Die reichen Handarbeiten- und illustrierten belletristischen Beilagen, die vielfältigen Stahlfisch-Colorits, der große musterergültige Schnittbogen und die Lieferungen von Extrajchnitten nach Körpermaß zu allen dargestellten Moden machen „Große Modenwelt“ — nicht zu verwechseln mit Blättern ähnlichen Titels! — fast konkurrenzlos. Für nur 1 Mk. vierteljährlich nehmen Abonnements alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen. Gratis-Probennummern bei ersteren und durch den Verlag John Henry Schwerin, Berlin W. 35.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebensleben. Notationsdruck und Verlag von Otto Ziehe, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87

